

DER FREMDE ALS EINHEIMISCHER (VGL. LEV 19,34)

Denkanstösse zur Migrantenseelsorge – Teil I

Das politische Umfeld

Am 28. November 2010 stimmte die Schweizer Bevölkerung über die sogenannte Ausschaffungsinitiative ab, die sich für eine schärfere Praxis bezüglich der Ausschaffung von kriminellen Ausländern starkmacht. Diese Volksinitiative ist Teil einer seit Jahrzehnten anhaltenden Tendenz, die schweizerische Ausländergesetzgebung zu verschärfen. Und da sie leider bei der Mehrheit der Abstimmenden Zustimmung fand, müssen wir uns der Tatsache stellen, dass die Abwehr des Fremden und die Angst vor Überfremdung auch von vielen stimmberechtigten Katholiken geteilt werden.

Es scheint mir wichtig, diesen gesellschaftspolitischen Kontext an den Anfang zu stellen. Denn andernfalls drohen Überlegungen zur Zukunft der Migrantenseelsorge rasch den Realitätsbezug zu verlieren. Es besteht die Gefahr, bei diesem Thema in religiöse und theologische Gefilde «abzuheben», in denen die «communio», die «dialogische Offenheit» und die «gegenseitige Bereicherung» unterschiedlicher Menschen aus unterschiedlichen Völkern betont werden, ohne dabei die konkreten Frauen und Männer vor Augen zu haben, von denen dieses «neue Miteinander» erwartet wird.

Die Bedeutung der Sprache

Wie wichtig es ist, sich die konkreten Gegebenheiten vor Augen zu halten, ist mir während der Vorbereitung dieses Referates anlässlich der Tagung einer gesamtschweizerischen Kommission der Schweizer Bischofskonferenz bewusst geworden. In der letzten Arbeitseinheit vor dem Nachessen ging es darum, die grossen Herausforderungen der Kirche für die nächsten Jahre zu benennen – und wir waren uns sofort einig, dass dazu auch die Migrantenseelsorge gehört. In diesem Bereich gebe es zwar unzählige Konzepte, Leitsätze und Papiere – aber trotzdem sehr viele offene Fragen. Der anwesende Weihbischof kommentierte: «Nous sommes dans le jus», was frei übersetzt heisst: «Wir stochern im Nebel.» Der Handlungsbedarf war ebenso gut spürbar wie die Ohnmacht angesichts des komplexen Themas.

Beim Nachessen ergab sich jedoch automatisch die übliche Sitzordnung: Die Romands hatten sofort «ihre Ecke», wo sie französisch sprechen konnten, und auch die Deutschsprachigen waren weitgehend unter sich. Schon im eigenen Land, auf dessen Mehrsprachigkeit und Multikulturalität die Schweizerinnen und Schweizer stolz sind, ist es eine Minderheit, die sich in sprachraumübergreifenden

Gruppen ebenso wohl fühlt wie «unter sich». Und als es am zweiten Tag darum ging, aus Arbeitsgruppen zu berichten, sagte eine bundesdeutsche Seelsorgerin, die in der Westschweiz tätig ist, es sei ihr unmöglich, pastorale Begriffe und Überlegungen, die derzeit in der Westschweiz eine grosse Rolle spielen, angemessen in die deutsche Sprache zu übersetzen. So wird in der Romandie intensiv über eine «pastorale de l'engendrement» oder eine «pastorale de l'appel» nachgedacht, aber mit den Begriffen «lebenserzeugende Pastoral» oder «Pastoral des Rufes» können wir im deutschen Sprachraum wenig anfangen. Was auf Französisch glaubwürdig klingt, wirkt auf Deutsch als «kirchliche Sondersprache». Da geht es um viel mehr als um blosser «Sprachkenntnisse» – erforderlich ist die Kompetenz zur «geistlichen Kommunikation», wie es eine neue Studie über ausländische Priester in deutschen Diözesen ausdrückt.

Wir schützen uns vor dem, was im Inneren des anderen geschieht

Nach diesen Blicken auf den gesellschaftspolitischen Kontext und die Schwierigkeiten der innerkirchlichen Verständigung, die schon im eigenen Land beginnen, möchte ich den Blickwinkel nochmals verengen – auf unsere persönliche und private Existenz. Beim israelischen Schriftsteller und Träger des Friedenspreises des deutschen Buchhandels 2010, David Grossmann, habe ich kürzlich Folgendes gelesen: «Ich bin der Meinung, dass wir, die Menschen – das heisst, die sozialen Wesen, die wir sind, die wir uns gern mit unseren menschlichen, warmen empathischen Beziehungen zu unserer Familie, unseren Freunden, unserer Gemeinschaft brüsten – auf äusserst kompetente und vielschichtige Weise nicht nur dem Feind gegenüber isoliert und verbarrikadiert sind, sondern in gewisser Weise gegenüber jedem Nächsten – oder besser gesagt: Wir isolieren uns selbst, damit sein Inneres nicht in uns hineinstrahlt. Wir sichern uns vor den Ansprüchen fremder Innenleben, die auf uns gerichtet sind und die ununterbrochen auf uns niederprasseln. Vor dem, was ich hier «das Chaos, das in dem anderen herrscht» nennen werde.» Sogar gegenüber unseren Partnern, unseren Eltern und unseren Kindern, ja gegenüber uns selbst bauen wir einen «Schutzwall». «Wir Menschen fürchten uns vor dem, was wirklich im Innern des anderen geschieht. Wir haben Angst vor der geheimnisvollen, unausgesprochenen, unverarbeiteten Glut, die keiner gesellschaftlichen Dressur unterzogen werden kann, keiner Veredelung, keiner Höflichkeit und keinem Takt.» Dieser Angst stellt

Dr. Daniel Kosch ist seit 2001 Generalsekretär der Römisch-katholischen Zentralkonferenz der Schweiz.

Der vorliegende zweiteilige Aufsatz gibt in redaktionell bearbeiteter Form ein Referat wieder, dass Dr. Daniel Kosch an der Tagung der Migrantenseelsorge im Kanton Solothurn am 13. November 2010 gehalten hat.

der Schriftsteller den «Mut» gegenüber, «sich von den Fesseln des ›Ichs‹ zu befreien und den Kern des Nächsten zu erreichen und dort den anderen zu erleben als einen Menschen, der an und für sich existiert, als einen Menschen, der ein ganzer Kosmos ist mit eigenen inneren Gesetzmässigkeiten und einer eigenen Logik.» Für die bedrängende Frage, wie die so beschaffenen Menschen angesichts der anhaltenden und beinahe aussichtslos scheinenden Situation in Israel/Palästina Frieden schaffen könnten, plädiert er dafür, den Selbstschutz aufzugeben, «uns aus der Umklammerung der ›politischen Lage‹ zu lösen und unser Recht auf Individualität und Einzigartigkeit zu reklamieren» sowie «das Prinzip des anderen» zu respektieren. «Denn wenn wir uns in den anderen hineinversetzen – auch wenn dieser andere unser Feind ist –, werden wir ihm nie wieder völlig gleichgültig gegenüberreten. Etwas in unserem Innern wird ihm, oder zumindest seiner Komplexität, verpflichtet sein. Es wird uns schwerfallen, ihn völlig zu leugnen.» Allerdings verkennt David Grossmann nicht, wie schwierig und anstrengend es ist, sich den anderen und erst recht den Feind «als Menschen, oder als Gesellschaft oder als Volk vorzustellen, dessen Ängste und Hoffnungen, Glauben und Denkweise, Interessen und Wunden andere sind» und «auf unsere raffinierten Schutzmechanismen zu verzichten».

Die menschlichen Realitäten nicht überspringen

Gerade angesichts der Tatsache, dass wir uns seit Jahren auf unterschiedlichsten Ebenen mit der Gestaltung des Miteinanders von «einheimischer» und «anderssprachiger» Seelsorge beschäftigen und das Thema trotz vieler Konzepte und Modelle nicht zur Ruhe kommt, ist es mir wichtig, auf diese gesellschaftlich-politischen, sprachlich-kulturellen und menschlich-psychologischen Voraussetzungen hinzuweisen. Wenn wir uns ehrlich vor Augen halten, wie schwierig es schon zwischen Familienangehörigen und im eigenen Umfeld ist, das zur Geltung zu bringen, was David Grossmann «das Prinzip des anderen» nennt, «sein Recht auf Existenz (...), auf seine Geschichten, seine Schmerzen und seine Hoffnungen», wird uns bewusst, dass das Zusammenleben und erst recht die Gemeinschaft im Glauben eine höchst anspruchsvolle Aufgabe ist, wo Menschen und Gemeinschaften mit unterschiedlichen Sprachen, Kulturen und Lebenserfahrungen zusammenkommen. Denn Gebet, Religion sowie die Grundhaltungen von Glaube, Hoffnung und Liebe, auf denen unser Christsein basiert, sind keine äusseren Angelegenheiten, sondern mit existenziellen Fragen und biografischen Erfahrungen verknüpft, über die in einen echten, offenen Austausch zu kommen schon mit unseren Nächsten alles andere als einfach ist. Entsprechend naiv und oberflächlich wäre es zu meinen, es genügen einige

organisatorische Vorkehrungen, um über ethnische, kulturelle, sprachliche und andere Grenzen hinweg den gemeinsamen Glauben zu teilen und miteinander Kirche zu sein.

Was heisst «In der Kirche gibt es keine Ausländer»?

Der im Zusammenhang mit dem Thema Migranten-seelsorge viel zitierte Satz «In der Kirche gibt es keine Ausländerinnen und Ausländer» ist – wenn er richtig verstanden wird – von tiefer theologischer Wahrheit, kann aber leicht zur «frommen Lüge» verkommen. Auch dazu ein konkretes Beispiel: Verantwortliche von *migratio*, die sich im Auftrag der Schweizer Bischofskonferenz mit Migrationsfragen befassen und die nicht müde werden, diesen Satz zu wiederholen, waren gleichzeitig bereit, den Migrantenseelsorgern tiefere Löhne zu bezahlen und ihnen schlechtere Arbeitsbedingungen zu bieten als den Seelsorgenden, die in Schweizer Pfarreien tätig sind, um auf diesem Weg finanzielle Engpässe zu überwinden. Damit verhielten sie sich genau gleich wie die Unternehmen, die Ausländer als «billige» Arbeitskräfte ins Land holen, und zementierten auf struktureller Ebene den Unterschied zwischen «einheimischen» und «ausländischen» Seelsorgenden.

Auch das mit dem Satz «In der Kirche gibt es keine Ausländer» verwandte Bibelwort «Kein Unterschied gilt mehr zwischen Juden und Griechen, Sklaven und Freien; Männern und Frauen» (Gal 3,28) wäre als Tatsachenbehauptung eine glatte Lüge – weiss doch Paulus ganz genau, wie wichtig religiöse und soziale Unterschiede und die Rollen- und Machtverteilung zwischen Frauen und Männern sind, zumal er sich in seinen Briefen mehrfach mit diesen Problemen herumschlägt. Vielmehr handelt es sich bei dieser Aussage um eine Verheissung, um eine Vision, um ein Programm, das zu verwirklichen und mit konkretem Leben zu füllen ein bleibender Auftrag der Kirche ist. Und wie wir alle wissen, tut sie sich damit nicht nur bezüglich der Gemeinschaft von Einheimischen und Migranten, sondern auch bezüglich der Rolle der Frau, bezüglich der Solidarität von Arm und Reich und bezüglich der Geschwisterlichkeit von Amtsträgern und Laien äusserst schwer.

Nicht nur das Gemeinsame beschwören, sondern auch das Trennende «wahr»nehmen

Gerade wenn es uns ein Anliegen ist, in unseren Pfarreien und in unserer Kirche echte, nicht bloss äusserliche oder punktuelle Gemeinschaft zu leben und unseren Glauben wie unsere Zweifel, unsere Hoffnung wie unsere Ängste, unsere Liebe wie unsere Verletzungen wirklich miteinander zu teilen, gilt es, uns offen und ohne unsere «raffinierten Schutzmechanismen» den Realitäten zu stellen. Es reicht nicht,

MIGRANTEN-SEELSORGE

«Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der Herr eurer Gott» (Lev 19,33|17f.).
 «Ihr seid alle durch den Glauben Söhne und Töchter Gottes in Christus Jesus. Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus als Gewand angelegt. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie; nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid ›einer‹ in Christus Jesus» (Gal 3,26 ff.).
 «Eine Ausländerseelsorge im bisherigen Stil hat für die Zukunft keine Chance, wenn man sich nicht damit zufrieden gibt, Ausländergemeinden im Sinn einer sentimentalen Volkstumspflege zu konservieren, statt lebendige, wahrhaft katholische Kirche zu bauen» (José Sanchez, Delegat der spanischsprachigen Seelsorger in Deutschland, 1976).
 «Aus der Kirchengeschichte ist die elementare Lektion zu entnehmen, dass dort, wo Christen aufgehört haben, die Praxis der Gastfreundschaft zu leben, das Christentum auch aufgehört hat, Licht der Welt und Salz der Erde zu sein» (Mariano Delgado).

das Gemeinsame zu beschwören – wir kommen nicht darum herum, auch das Trennende nicht bloss zur Kenntnis, sondern wirklich «wahr»zunehmen.

Die einen leben in der Heimat – die anderen in der Fremde. Die einen sind in Wohlstand und Sicherheit aufgewachsen – andere haben Armut und Krieg, Diktatur oder Flucht erfahren. Die einen sind in einer liberalen, ökumenisch offenen Gesellschaft aufgewachsen – andere in einer geschlossenen, von religionspolitischen Konflikten geprägten Welt, und wieder andere unter einem kirchenfeindlichen, von erzwungener Religionslosigkeit geprägten Regime. Die einen haben mehr als genug Familie – andere vermissen ihr familiäres und verwandtschaftliches Netz. Die einen träumen davon, der schweizerischen Enge zu entkommen – die anderen sehnen sich nach der Rückkehr ins vertraute Daheim. Die einen fühlen sich bedroht von den Ausländern, die sie als Konkurrenten auf dem Arbeitsmarkt erleben oder vor denen sie sich fürchten, wenn sie in grösseren Gruppen auf der Strasse auftauchen – die anderen fühlen sich nicht willkommen in einem Land, in dem alle paar Monate die Plakatwände voll sind mit ausländerfeindlichen Bildern von schwarzen Schafen oder Messerstechern. Die einen haben Angst, als Schweizer mit einem kleinen schulischen Rucksack keine Stelle zu finden – die anderen sind verletzt, weil sie trotz guter Ausbildung keine Arbeit finden, nur weil ihr Namen mit «itsch» endet oder ihre Haut dunkel ist. Die einen wissen, wo sie herkommen und hingehören – andere fühlen sich als «Italienischschweizer» und sind nirgends mehr daheim, dort, wo sie ihre Wurzeln haben, nicht mehr und dort, wo sie leben, auch nicht. Die einen haben in einem traditionellen Priesterseminar Theologie studiert – die anderen in einem Umfeld, wo künftige Pastoralassistentinnen und Priesteramtskandidaten selbstverständlich miteinander gelernt haben, Gottesdienste zu gestalten oder im Seelsorgeteam zusammenzuarbeiten.

Erst angesichts dieser Realitäten, die ich hier nur sehr plakativ darstellen kann, gewinnt der Satz «In der Kirche gibt es keine Ausländer» seine Kraft – und wird zum eigentlichen «Gegen»-Satz zu den Plausibilitäten und Denkgewohnheiten, die unsere gesellschaftliche Wirklichkeit sowie unsere Wahrnehmung prägen und die wie eine Art «Strickmuster» die Berichterstattung in den Gratiszeitungen und in der Tagesschau, aber auch viele Diskussionen am Arbeitsplatz oder im Familien- oder Bekanntenkreis prägen. Programmsätze wie «In der Kirche gibt es keine Ausländer» oder «Kein Unterschied gilt mehr» werden nicht dadurch wahrer, dass wir sie gebetsmühlenartig wiederholen, sondern indem sie sich in der Praxis bewähren und indem wir sie immer wieder neu buchstabieren – nicht nur in der kirchlichen Theorie, sondern auch in der alltäglichen Praxis, im Gottesdienst und in der Anstellungsordnung, in der Bereitstellung

von Räumen und in der Sitzordnung am Pfarrefest, in der Verteilung der finanziellen Mittel und in der Aufmerksamkeit für die besonderen Bedürfnisse anderssprachiger Kinder im Religionsunterricht.

Erste Zwischenergebnisse

Noch bevor wir uns näher mit der Migrantenseelsorge im engeren Sinne befasst haben, ist es an diesem Punkt möglich, eine erste Reihe wichtiger Erkenntnisse festzuhalten:

1. Das Thema Migrantenseelsorge wird heute in einem schwierigen gesellschaftspolitischen Umfeld diskutiert. Die Kirche ist gefordert, sich für eine menschenwürdige Ausländergesetzgebung einzusetzen und muss auch ihre Mitglieder davon überzeugen, dass fremdenfeindliche Entscheidungen dem Geist des Evangeliums widersprechen und zudem keine hilfreiche Antwort auf Ängste und Bedrohungsgefühle sind.

2. Echte Begegnung und Gemeinschaft, in der Menschen sich füreinander öffnen und sich nicht voreinander schützen, ist anspruchsvoll. Wo kulturelle und sprachliche Unterschiede, Ängste und Vorurteile hinzukommen, wird sie noch anspruchsvoller.

3. Die Tatsache, dass Einheimische und Menschen anderer Herkunft sich im Kontext der christlichen Gemeinde begegnen, macht die Begegnung nicht einfacher – denn wer Glaube, Hoffnung und Liebe mit anderen teilt, geht das Wagnis ein, existenzielle Erfahrungen, Überzeugungen und Fragen zu teilen. Damit haben wir schon gegenüber jenen, die unsere nächsten Vertrauten sind, wenig Erfahrung – und sind entsprechend verletzlich und unsicher.

4. Mit dem Programm-Satz, dass es in der Kirche keine Ausländer gibt und dass in der geschwisterlichen Gemeinschaft der Söhne und Töchter Gottes keine Unterschiede mehr gelten, dürfen diese Realitäten nicht überspielt oder zugedeckt werden. Vielmehr verpflichtet uns diese Überzeugung dazu, alles Menschenmögliche zu tun, um Begegnung, Gespräch und Gemeinschaft überhaupt zu ermöglichen.

5. Echtes Interesse füreinander und alles, was man heute unter «interkultureller Kompetenz» zusammenfasst, sind zwingende Voraussetzungen für den Aufbau einer Kirche, deren Angehörige aus unterschiedlichen Nationen und Kulturen stammen.

6. All dies hat weitreichende Auswirkungen auf die Ausbildung und die konkrete Vorbereitung der einheimischen und der ausländischen Priester, Seelsorgenden und Katechetinnen, zu deren Aufgabe es gehört, mit Migrantinnen und in Zusammenarbeit von muttersprachlichen und anderssprachigen Mitgliedern zum Aufbau und zum Leben einer christlichen Gemeinschaft oder einer Pfarrei beizutragen. Der Bedarf an Aus- und Weiterbildung, aber auch an Sensibilisierung für diese Thematik kann kaum überschätzt werden.

Daniel Kosch

DER FREMDE ALS EINHEIMISCHER (VGL. LEV 19,34)

Denkanstösse zur Migrantenseelsorge – Teil II

Das Leben der anderssprachigen Gemeinschaften – lebendig, aber separiert

Nach diesen grundsätzlichen Vorüberlegungen wenden wir uns dem Thema der «Migrantenseelsorge» im engeren Sinne zu. Auch da gilt es zunächst, die Realitäten möglichst genau in den Blick zu bekommen.

Jene, die sich für einen Erhalt und Ausbau dieser Migrantenseelsorge einsetzen, berufen sich dabei jeweils nicht nur auf die Tatsache, dass es in der Kirche keine Ausländer gibt, sondern betonen auch, dass mindestens ein Drittel der Katholikinnen und Katholiken in der Schweiz einen «Migrationshintergrund» haben – also rund 1 Million Menschen. Und sie erinnern daran, dass diese Zahl im Zeichen weltweiter Flüchtlingsströme, aber auch der globalen Mobilität und der zunehmenden Überalterung unseres kinderarmen Schweizer Katholizismus weiterhin zunimmt. Sie weisen darauf hin, dass die Gottesdienste der anderssprachigen Missionen zum Teil wesentlich besser besucht sind als die «schweizerischen Gottesdienste», dass dort die Jugendarbeit, das sakramentale Leben, die Pflege der Gemeinschaft und auch die Verbundenheit mit der Weltkirche lebendiger, blühender und fröhlicher sei als in unseren manchmal eher ältlich, müde und resigniert wirkenden Pfarreien.

All dies trifft zu – aber es ist leider zu wenig bekannt und «wirkt» daher auch nicht stark, wenn in den Entscheidungsgremien der Kirche in der Schweiz über die Zukunft der Migrantenseelsorge debattiert wird. Der Hauptgrund dafür ist darin zu sehen, dass «einheimische» und «anderssprachige» Seelsorge weiterhin nebeneinander bestehen. Man weiss zwar voneinander, aber man kennt einander nicht wirklich. Und wo es an lebendigem Austausch und echten Begegnungen fehlt, übersieht man die anderen. Zudem wächst der Raum für Vorurteile. So behaupten manche Missionare, die Schweizer Katholiken seien gar nicht mehr wirklich katholisch – und manche Schweizer behaupten, das Leben in den Missionen bestehe mehr aus Folklore und Nostalgie nach der schönen, fernen Heimat als aus gläubiger Auseinandersetzung mit der eigenen Lebenswirklichkeit.

Schon dies ist ein wichtiger Grund, um das bisherige Modell der Organisation der Anderssprachigenseelsorge zu überwinden – was übrigens auch von namhaften Theologen und auch von Missionaren seit Jahrzehnten ohne grossen Erfolg gefordert wird. Denn unser aktuelles Modell beruht zuerst auf Separation: Die Anderssprachigen werden in ihrer je eigenen Sprachgemeinschaft zusammengefasst – neben und

ausserhalb der einheimischen Seelsorge. Das «Miteinander» kommt erst an zweiter Stelle: Nachdem zwei Gemeinschaften – die Pfarrei und die Mission – bestehen, sucht man das Verbindende. Natürlich ist das für beide Seiten in gewisser Hinsicht der einfachere Weg: Die Migranten müssen sich nicht auch noch kirchlich-religiös auf das Neue einlassen, sondern können in ihrer Sprache, mit ihren Liedern und anknüpfend an die gemeinsame Herkunft ihren Glauben feiern. Und die Einheimischen müssen sich nicht auf das Fremde einlassen, sondern können ihren «Dialekt» beibehalten – als «Dialekt des Glaubens», aber auch als Sprache für Sitzungen oder Begegnungen in der Pfarrei.

Getrennt bleiben auch die Budgets und die administrativen Strukturen – von «den Italienern» oder «den Kroaten» weiss man in den staatskirchenrechtlichen Behörden in erster Linie, «was sie uns kosten» – als wären nicht auch sie Steuerzahlerinnen und Steuerzahler. Was mich je länger, je mehr befremdet, ist die Tatsache, dass dieses Trennungsmodell von seinen Befürwortern ausgerechnet mit dem Argument verteidigt wird, es gebe «in der Kirche keine Ausländer». Denn das Modell anderssprachiger Missionen überwindet die Unterschiede nicht – im Gegenteil: Es trägt dazu bei, sie zu zementieren. Es handelt sich aus meiner Sicht – entgegen den besten Absichten – um ein Modell, das geradezu beweist, dass David Grossmann Recht hat, wenn er von «unseren raffinierten Schutzmechanismen» spricht, die wir erfinden, um uns vor der von uns gerne beschworenen Gemeinschaft zu schützen und uns nicht aufeinander einlassen zu müssen.

Gastfreundschaft für die Fremden als biblisches Gegenmodell

Ein schon im Alten Testament prägendes Modell für die Begegnung von Fremden und Einheimischen ist die Gastfreundschaft. Der aus Spanien stammende, aber in der Schweiz lehrende Kirchenhistoriker Mariano Delgado sagt dazu: «Aus der Kirchengeschichte ist die elementare Lektion zu entnehmen, dass dort, wo Christen aufgehört haben, die Praxis der Gastfreundschaft zu leben, das Christentum auch aufgehört hat, Licht der Welt und Salz der Erde zu sein.» Und der stark im jüdisch-christlichen Dialog engagierte Bibliker Franz Mussner hat mit Blick auf die Eucharistie, aber auch auf die im Urchristentum umstrittene und von Paulus verteidigte Tischgemeinschaft von Christen jüdischer und nichtjüdischer Herkunft die kühne These aufgestellt: «Das Wesen des Christentums ist miteinander essen.»

Dr. Daniel Kosch ist seit 2001 Generalsekretär der Römisch-katholischen Zentralkonferenz der Schweiz.

Verwendete Literatur:
Bünker, Arnd u. a. (Hrsg.): Gerechtigkeit und Pfingsten. Viele Christentümer und die Aufgabe einer Missionswissenschaft. Ostfildern 2010.
Delgado, Mariano: Lebendige Katholizität gestalten. Auf dem Weg zu einem Miteinander von einheimischen und zugewanderten Katholiken, in: Stimmen der Zeit 218 (2000), 595–608.
Gabriel, Karl / Achtermann, Rainer / Leibold, Stefan: Notprogramm oder weltkirchliche Öffnung? Eine empirische Studie über ausländische Priester in deutschen Diözesen, in: Herder Korrespondenz 64 (2010), 456–460.
Grossmann, David: Die Kraft zur Korrektur. Über Politik und Literatur, Frankfurt am Main 2010.

Auch wenn die sprachlichen Hürden noch so hoch, die kulturellen Unterschiede und Essgewohnheiten noch so gross sind: Gastfreundschaft erschöpft sich nicht darin, dass man Gästen ein Zimmer zur Verfügung stellt, wo sie gemäss ihren eigenen Gewohnheiten essen und trinken, miteinander sprechen und feiern. Vielmehr beruht gelingende Gastfreundschaft auf einer sorgfältigen Balance von Gemeinschaft und Respekt vor dem eigenen Raum der Gastgeber und dem Bedürfnis der Gäste nach Raum für sich. Beide Seiten bemühen sich um Kommunikation. Die Gastgeber suchen ein Essen aus, das zwar «einheimisch» ist, aber auch den Gästen schmecken könnte – und die Gäste tragen etwas zur Gemeinschaft bei, ohne damit die Regeln der Gastgeber über den Haufen werfen zu wollen. Jedenfalls in unseren Breitengraden isst und trinkt man gemeinsam – hat aber getrennte Räume, um zu schlafen, und benutzt auch das Badezimmer nicht gleichzeitig. Auch die Bibel weiss übrigens darum, dass Gastfreundschaft zwar ein hoher Wert und eine grosse Bereicherung ist, aber dass sie anspruchsvoll und konfliktanfällig wird, wenn sie länger dauert. Entsprechend schärft sie ein: «Wenn bei dir ein Fremder in eurem Land lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der Herr euer Gott» (Lev 19,33f.). Nächstenliebe (Lev 19,18) bewährt sich nicht zuletzt in der Art und Weise, wie wir mit Fremden umgehen.

Eine zweite Serie von Zwischenergebnissen

1. Menschen mit Migrationshintergrund, die aus anderen Sprachgemeinschaften und Kulturen stammen, sind zahlenmässig, aber auch lebensmässig ein wesentlicher Bestandteil der katholischen Kirche in der Schweiz. Sie sind auch für deren Zukunft von entscheidender Bedeutung.

2. Die Organisation der Seelsorge für diese Menschen in Form von Missionen, die neben den Pfarreien bestehen, führt dazu, dass man wenig voneinander weiss und dass die Migranten von den einheimischen und somit «offiziellen» Strukturen nach wie vor als «die anderen» wahrgenommen werden. Im Umgang mit den Migranten steht also die Separation an erster Stelle, erst an zweiter Stelle folgt das Bemühen um Gemeinschaft und Integration.

3. Ein biblisches Gegenmodell ist jenes der Gastfreundschaft. Im gemeinsamen Mahl werden Speis und Trank, aber auch Erfahrungen und Geschichten, Lieder und Rituale geteilt. Sorgfältig wird die Balance aus Rücksicht und Schutz der jeweiligen Eigenheiten und Privatsphären und dem gesucht, was gemeinsam möglich ist. So wächst mit der Zeit Gemeinschaft, ohne dass die Unterschiede und Eigenarten preisgegeben werden müssen.

Menschen mit Migrationshintergrund – ein Containerbegriff

In einem dritten und letzten Teil geht es darum, noch konkreter zu überlegen, wie Migrantenseelsorge künftig organisiert werden müsste. Wiederum geht es zunächst darum, die konkrete Realität möglichst genau zu erfassen. Hilfreich scheint mir dabei die Erkenntnis, dass Begriffe wie «Migration», «Migrant» und «Migrationshintergrund» sogenannte Containerbegriffe sind: also Sammelbegriffe, in die höchst Unterschiedliches hineingepackt wird, wie dies auch beim Transport-Container der Fall ist, mit dem zum Beispiel ein ganzer Hausrat nach Übersee verschifft wird: Kleider, Möbel, Bücher, Geschirr, die Stereoanlage samt den Bildern. Zu den rund 1 Million Katholiken mit Migrationshintergrund gehört der deutsche Bankfachmann mit einem Einkommen von 350 000 Franken pro Jahr ebenso wie die nigerianische Asylbewerberin. Der kroatische Vater, der vor 30, und die kroatische Mutter, die vor 25 Jahren in die Schweiz gekommen ist, sowie ihre drei Kinder, die alle hier geboren sind, sind ebenso Migrantinnen und Migranten wie die drei Post-Doc-Studierenden aus Frankreich, den Niederlanden und Ungarn, die an der ETH während vier Jahren in einem Forschungsprojekt zusammenarbeiten. Die zahlreichen italienischstämmigen Personen und Familien, die in Winterthur zur Missione cattolica italiana gehören, sind genauso Migranten wie die Katholikin aus den Philippinen, die isoliert in einer Schwyzer Berggemeinde lebt, seit sie von einem Schweizer geheiratet wurde. Auf diese höchst unterschiedlichen Situationen mit einem einzigen pastoralen Modell – nämlich einer ein mehr oder weniger grosses Gebiet abdeckenden «Mission» unter der Leitung eines muttersprachlichen Priesters – zu antworten, erscheint mir nicht nur fantasielos, sondern realitätsfremd.

So bin ich überzeugt, dass gerade für Studierende, aber auch für andere Migranten, die in multikulturell geprägten Institutionen und Unternehmen tätig sind, auch interkulturelle pastorale Angebote wichtig wären. Und für Menschen, die in kleinen Minoritäten verstreut leben, mag ein monatlicher Gottesdienst in der eigenen Sprache und mit Landsleuten schön sein – ebenso wichtig ist jedoch, dass die Ortspfarrei eine Willkommenskultur pflegt, wenn die Glaubensgemeinschaft den Alltag prägen und die gesellschaftliche Isolation durchbrechen soll.

Alte und neue Missionen, die erste Generation, die Secondas und die Terzos

Während die erwähnten Unterschiede bezüglich der Gründe für die Migration und bezüglich der Grösse und Verteilung der Sprachgemeinschaften in der Diskussion um die Zukunft der Migrantenseelsorge zu wenig berücksichtigt werden, weil man alles in den Containerbegriff «Migrationshintergrund» packt,

spielen besonders bei Diskussionen um die Setzung pastoraler Prioritäten und der Verlagerung von finanziellen Mitteln die Vorstellungen von «alten» und «neuen» Missionen und die Unterscheidung zwischen der ersten und den späteren Generationen eine wichtige Rolle. In diesem Zusammenhang ist Folgendes zu berücksichtigen: Auch in den sogenannten alten Missionen gibt es mindestens in den städtischen Gebieten durch die Mobilität innerhalb Europas und durch die Asilmigration immer eine erste Migrantengeneration. Allerdings unterscheidet sich diese moderne Migration von der klassischen «Gastarbeitermigration» – und es genügt daher nicht, einfach den Begriff Gastarbeiterseelsorge durch Ausländerseelsorge und neuerdings durch Anderssprachigen- bzw. Migrantenseelsorge zu ersetzen, ohne auch das Konzept an die neuen Gegebenheiten anzupassen.

Zu dieser «ersten Generation» gehören übrigens meistens auch die Priester. Während die von ihnen betreuten Gemeinschaften sich schon in mancherlei Hinsicht eingelebt haben, neigen sie als neu Eingewanderte naturgemäss eher zur konservativen Bewahrung und Pflege der Heimatkultur in der Fremde. Sie sind deshalb kaum geeignet, Brückenbauer zwischen muttersprachlicher und ortskirchlicher Seelsorge zu sein, sondern werden eher die Separation verstärken, gehören sie doch zu den noch am wenigsten Integrierten und sehen ihren seelsorgerlichen Auftrag möglicherweise vor allem darin, «ihre Schäfchen» vor der ungläubigen fremden Welt des «protestantisierten» und «verweltlichten» schweizerischen Katholizismus zu bewahren. Ebenso wichtig wie der Blick auf die Priester der ersten Generation ist es, die Realität der sogenannten *Secundos* und *Terzos* in den Blick zu nehmen. Ihr Lebensgefühl ist vielfach jenes einer «Mischidentität» – ihr soziales Netz verbindet sie sowohl mit der einheimischen Mehrheit als auch mit der eingewanderten Minderheit. In der Kirche erlebt die «Italienischschweizerin», der «Schweizer mit tschechischen Wurzeln» oder die Portugiesin der dritten Generation mit einem reformierten schweizerischen Lebenspartner, dass es nur nach Muttersprachen sauber getrennte Angebote gibt, die auf ihre «Mischidentitäten» gar nicht eingehen.

Einerseits erwarten manche Schweizer Katholiken von den Migranten, «dass sie sich restlos kirchlich assimilieren lassen, die leer gewordenen Kirchenbänke füllen und sich in die Gesangsdisziplin des Schweizer Katholizismus lautlos einordnen» (Mariano Delgado). Andererseits erwarten die Eltern und die Missionare von jugendlichen Migranten, dass sie sich am Leben der anderssprachigen Mission beteiligen und sich auch den sozialen Normen der Herkunftskultur unterziehen. Statt dass die Kirche ihnen dabei behilflich wäre, ihre durch die Migrationserfahrung entstandene Mischidentität sinnvoll und biografisch stimmig zu modellieren und zu entwickeln, geht sie darauf eigentlich gar nicht ein.

Umbrüche und Krisenphänomene in der katholischen Kirche in der Schweiz

Bevor ich abschliessend eine letzte Reihe von Konsequenzen aus meinen Überlegungen ziehe, scheint es mir unabdingbar, einen Blick auf die Situation des «einheimischen» Katholizismus in der Schweiz zu werfen. Er ist – schon unabhängig von allen mit der Migration und der Migrantenseelsorge zusammenhängenden Fragen – sehr stark durch Umbrüche und Krisenphänomene herausgefordert. Gesellschaftlicher Bedeutungsverlust, abnehmende Beteiligung und Identifikation mit der Kirche, interne Polarisierung, Priestermangel, Restrukturierung der Pfarreiseelsorge in grösseren Räumen – all dies sind Grossbaustellen, die die Kirche zwingen, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Mit denen auch nur einigermaßen zurande zu kommen, bindet sehr viele Kräfte.

Um nochmals an das Bild der Gastfreundschaft anzuknüpfen: Eine Familie, deren Haus im Umbau ist, deren innerer Zusammenhalt stark gefährdet ist und die sich zudem Sorgen macht, ob die Kräfte und das Geld reichen, um all das zu überstehen, ist kaum offen dafür, noch eine grosse Zahl unterschiedlichster Gäste aufzunehmen und sich auf sie einzulassen, weil das eine weitere Belastung darstellt, die zusätzlichen Stress bringt. Es ist verständlich, dass sie dazu neigt, sich gegenüber den «Fremden» und ihren Erwartungen abzuschotten. Allerdings ist auch diese Situation nicht ausweglos, sofern die Bereitschaft zu einem Perspektivenwechsel besteht: Vielleicht bringen die Gäste ja Erfahrungen mit, wie man mit Unsicherheit und dem Verlust von Heimatgefühlen umgeht, wie man Kirche mit weniger Geld und weniger Komfort lebt, wie man trotz der Erfahrung von Verlust und trotz Verletzungen die Hoffnung bewahren und das Leben feiern kann. Und wenn es sogar gelingen würde, das Umbau-Projekt als gemeinsame Aufgabe zu sehen, das bei allen Unterschiedlichkeiten mit vereinten Kräften angegangen werden kann, würde etwas von der Verheissung wahr, dass es «in der Kirche keine Ausländer» gibt und dass beim grossen Gastmahl, zu dem nicht die Kirche in der Schweiz, sondern der Auferstandene uns einlädt, «kein Unterschied mehr» gilt zwischen Juden und Griechen, Fremden und Einheimischen, Männern und Frauen, Missionaren und Seelsorgenden, Priestern und Laien ...

Eine dritte Reihe von Ergebnissen

Zwar ist es verlockend, mit dieser Vision abzuschliessen; damit sie nicht zur «frommen Lüge» verkommt, ist es unerlässlich, sie abschliessend durch eine dritte Reihe von Erkenntnissen zu konkretisieren:

1. Rund ein Drittel aller Katholikinnen und Katholiken in der Schweiz haben Migrationshintergrund. Die Dauer ihres Aufenthaltes in der Schweiz, ihre gesellschaftliche Integration, ihr Bezug zu den Pfarreien und somit auch ihr Bedarf an einer besonderen Migrant(inn)enseelsorge sind höchst unterschied-

lich. «Die katholischen Migranten» gibt es genauso wenig wie «den Schweizer Katholizismus».

2. Insbesondere Migrantinnen und Migranten aus katholisch geprägten Regionen sowie aus Weltteilen, in denen Religion einen hohen Stellenwert im Alltag hat, beteiligen sich – zumindest in der ersten und zweiten, teils auch in späteren Generationen – aktiver am Gottesdienstbesuch und am kirchlichen Leben ihrer Sprachgemeinschaften als die «durchschnittlichen Schweizer Katholiken». Sie sind eine wichtige «Ressource» für die Zukunft der katholischen Kirche in der Schweiz.

3. Die katholische Kirche in der Schweiz wird in den nächsten Jahrzehnten insgesamt kleiner, ärmer und ausländischer werden. Der Anteil der Katholiken mit Migrationshintergrund wird noch zunehmen.

4. Entsprechend wird auch der Klerus bzw. das Seelsorgepersonal zunehmend «multikulturell». Die pastoralen Aufgaben werden von «einheimischen» Priestern, Diakonen und Laien, Secondos und Secondas sowie Terzos verschiedener Nationalitäten sowie von Seelsorgenden wahrgenommen, die für die «allgemeine Seelsorge» oder für die «Missionen» in die Schweiz eingewandert sind. Die Übergänge, Kombinationen und Wechsel vom einen zum anderen Bereich können zunehmend fließender werden.

5. Neben der zunehmenden Multikulturalität und Mehrsprachigkeit der katholischen Wohnbevölkerung ist der Übergang von der «Pfarreiseelsorge» zu «Seelsorgeeinheiten» oder «Seelsorgeräumen» die wichtigste organisatorische Entwicklung, welche die katholische Kirche in der Schweiz in den nächsten Jahren und Jahrzehnten zu gestalten und zu verkraften hat. Ob es gelingt, diese beiden Herausforderungen erfolgreich zu bewältigen, hängt wesentlich davon ab, ob Seelsorgekonzepte entstehen, die beiden Entwicklungen gleichzeitig angemessen Rechnung tragen. Konkret heisst das: Die künftigen pastoralen «Hauptorte» der Migrantenseelsorge sind die Pastoralräume bzw. die Seelsorgeeinheiten – und nicht mehr die Missionen.

6. Weil die kirchlichen «Identitäten» und «Zugehörigkeiten» immer weniger nach dem Schema entweder «einheimische Katholikin» oder «Mitglied einer Mission», entweder «Schweizer Pfarreiseelsorger» oder «ausländischer Missionar» unterschieden werden, sondern die Übergänge fließender werden, ist das (in der Deutschschweiz) dominierende Nebeneinander von «Pfarreien» und «Missionen» mittelfristig ein Auslaufmodell. In Anbetracht dieser Tatsache sollen keine neuen «Missionen» mehr geschaffen werden – vielmehr sind für neue Migrantengruppen pastorale «Empfangs- und Integrationsstrukturen» zu schaffen, zu deren Auftrag und Lebensform von allem Anfang an der Auf- und Ausbau von Kooperationen mit anderen Teilen der katholischen Kirche in der Schweiz gehört.

7. Aus dem Ausland kommende Seelsorgende müssen bereit und in der Lage sein, sowohl «ihre»

Sprachgemeinschaft pastoral zu betreuen als auch für die «einheimische» Seelsorge einen Dienst zu übernehmen. Einwandernde Seelsorgende aus anderen Sprachgemeinschaften sind von Anfang an arbeitsrechtlich dazu zu verpflichten, in einer Pfarrei/einem Seelsorgeraum mitzuarbeiten, sofern sie hauptsächlich für ihre Landsleute tätig sein sollen. Stellen sie sich hingegen in den Dienst einer «Schweizer Pfarrei», müssen sie bei Bedarf auch bereit sein, etwas für die pastorale Betreuung ihrer Landsleute zu tun. Wichtig ist zudem, dass Seelsorgende aus der zweiten und dritten Generation ihre eigenen Erfahrungen mit der «Mischidentität» für die Migrantenseelsorge fruchtbar machen.

8. Die konkrete Situation bezüglich der Präsenz, der Zusammensetzung und der seelsorgerlichen Bedürfnisse von Migranten sowie die Möglichkeiten, die pastoralen Bedürfnisse organisatorisch aufzufangen, sind je nach Gegend höchst unterschiedlich: Stadt–Land, Romandie–Deutschschweiz, regional überdurchschnittliche Konzentration von ethnischen Gruppen usw. Die Organisation der Seelsorge muss auf diese konkreten Gegebenheiten Rücksicht nehmen. Aufgrund des unterschiedlichen pastoralen Bedarfs sind auch die erforderlichen Ressourcen unterschiedlich. Aus diesem Grund ist die Seelsorge an Migrantinnen und Migranten so stark wie möglich lokal/regional zu organisieren und zu finanzieren.

9. Für die bisher schweizerisch organisierten und finanzierten Minoritätenmissionen ist mittelfristig eine andere Form der seelsorgerlichen Betreuung zu entwickeln. Diese Seelsorge ist aufgrund der weiten Wege ineffizient (hoher Zeitverlust durch Reisen), für kleinere Sprachgemeinschaften nicht finanzierbar und führt zu pastoralen «Insellösungen». Der Bedarf nach Gottesdiensten und kirchlicher Gemeinschaft in der eigenen Sprache und kulturellen Ausprägung ist auf anderem Wege zu decken. Prioritär ist für weitgehend integrierte Sprachgemeinschaften nach guten Lösungen zu suchen, wobei diese aktiv an der Entwicklung eines neuen Modells zu beteiligen sind.

10. Für *migratio* verlagert sich die Aufgabe durch diesen Paradigmenwechsel von der Organisation von Seelsorge für sprachliche Minoritäten hin zu einem kirchlichen «Integrationsamt» auf gesamtschweizerischer Ebene.

11. Die traditionell für die «einheimische» Seelsorge zuständigen Strukturen (Pfarreien, Kirchgemeinden, kantonalkirchliche Organisationen, Diözesen, SBK und RKZ sowie Verbände, Hilfswerke, kirchliche Mediendienste usw.) sind herausgefordert, sämtliche Entscheidungen daraufhin zu prüfen, ob sie der zunehmenden kulturellen Vielfalt der Kirche angemessen Rechnung tragen. «Migrantenseelsorge» ist keine «Spezialseelsorge», sondern gehört zum Grundauftrag der Kirche in einer globalisierten Welt.

Daniel Kosch